



Töpfchen und Deckelchen

Neue Besen kehren gut. Auch in Berlin, wo die neuen Intendanten in den Startlöchern stehen. Ebenfalls neu in diesem Monat: Christian Thielemann in Dresden und ein Kriminalalbum von Cecilia Bartoli.

Angekommen“ steht auf den Plakaten in Dresden. Sie spielen auf Christian Thielemann an – ab jetzt auch in Dresden zu hören. Der neue Chefdirigent der Sächsischen Staatskapelle startet nach einer langen, freudvollen Verlobungszeit mit dem Orchester mit Wagners „Wunderharfe“ konzertant in die Hochzeitsnacht, mit schmiegsamen Wolf-Liedern und einer hellen, lichten schnellen siebten Sinfonie von Anton Bruckner, Renée Fleming und einer DVD-Aufzeichnung. Keine Angst, Puccini, Verdi und Henze werden nach so viel heimischer Spätromantik auch noch kommen, aber Christian Thielemann inszeniert sich trotzdem optisch weiterhin als deutscher Maestro, zwischen alten Schallplatten in der „Meistersinger“-Partitur blättern.

So ist er, das atmet Authentizität. Er schwärmt vom hier nach allen DDR-Unfällen noch vorhandenen oder wiedererstandenen Bürgertum und passt wunderbar in die ins Elbflorenz-Gestern sich kuschelnde Kulturstadt; die gerade im nicht mehr Vorhandenen, in den

Leerstellen ihre starke Identität gründet. Die Staatskapelle und Thielemann, da haben sich 2009 durch einen doppelt unerwarteten Betriebsunfall im Musikgeschäft zwei gefunden: Ein Deckelchen passt gar wundersam aufs Töpfchen. Und eine Dritte hatte es mit angerührt. Die ist leider nicht mehr da, auf ihrem leeren Sitzplatz liegt eine Rose: die rührige Semperoper-Intendantin Ulrike Hessler, die mit erst 57 Jahren am 30. Juli einem Gehirntumor erlegen ist.



Der eine ist ein nicht inszenierender Schwabe, der andere ein australischer Regisseur als Gesamtkunstwerk. So unterschiedlich ausgerichtet in ihrer Musiktheaterpflege und ihrem Image die beiden Berliner Institutionen Deutsche Oper und Komische Oper sind, so verschieden präsentieren sich auch ihre beiden neuen Intendanten Dietmar Schwarz und Barrie Kosky.

An einem Wochenende haben die zwei ihre jeweils ersten Spielzeiten eröff-

net. Beide starteten voll durch, jeder auf seine Art: Schwarz mit Helmut Lachenmanns „Mädchen mit den Schwefelhölzchen“, einem Schwerkgewicht hartleibiger Subventionsmoderne, Kosky mit gleich allen drei überlieferten Monteverdi-Opern, dem Startpaket der Gattung. Lachenmanns „Musik mit Bildern“ verweigert sich dem schnellen Konsum. Verhandelt wird das grausame, knappe Andersen-Märchen, versetzt mit einem Gudrun-Ensslin-Zitat, welches das zündelnde Bettlerkind mit der Kaufhaus-Brandstifterin parallel montiert, und dem bereits früher komponierten „Zwei Gefühle“ auf einen gestammelten Leonardo-da-Vinci-Text über Vulkanismus. Man versteht nichts. Doch das Ritschen und Ratschen, Styropor-Reiben, Klopfen, Klackern, Flüstern und Fauchen, all diese Anti-Musik, die dem weit im Auditorium und in der ersten Logenreihe verteilten Orchester und den fast immer solistisch agierenden Chorgruppen in 65 aufopferungsvollen Proben beigebracht wurde, steigert sich soghaft zum unbedingten Klanggewirk. Nur braucht sie keine Regie, sie genügt sich als unsichtbarer Film. Unter der bewährten Leitung des Uraufführungsdirigenten Lothar Zagrosek wurde meisterlich gespielt und gesungen. Als pädagogische Maßnahme ist diese Eröffnungspremiere mit Ausrufungszeichen gelungen. Als szenisches Erlebnis in der eher hilflos verdoppelnden Regie von David Hermann weniger.

Foto: Matthias Creutziger/Staatskapelle Dresden



Langt munter in die Saiten von Wagners „Wunderharfe“: der neue Staatskapellmeister Christian Thielemann.

**Die Fassade der Hamburger
Elbphilharmonie wächst und wächst. Die
Kosten wachsen auch.**



Foto: Thiess Rätzke/Elbphilharmonie

Herausfordern, an Grenzen führen wollte ebenfalls Barry Kosky sich, sein Haus und das Publikum. Er ist hinabgestiegen zu den Musiktheater-Müttern und fand Monteverdi, dessen „Orfeo“ von 1607 als erste Oper gilt, sowie „Odysseus“ und „Poppea“, die in Venedig den Beginn des kommerziellen Sangesbetriebs markieren. 450 Minuten (fast ungekürzter) Musik, Spielzeit von elf Uhr morgens bis elf Uhr nachts, 200 Mitwirkende einer neuen Übersetzung und eine neue Orchestrierung der usbekischen Komponistin Elena Kats-Chernin – als Monteverdi-Musik-Marathon und Schaufenster der Leistungsfähigkeit des neuen Ensembles.

Die Geburt der Oper als Buntpraline, gemixt aus „Satyricon“, „Sommernachts-Sexkomödie“, „Szenen einer Ehe“ und „Musikantenstadt“; in den Pausen unterfüttert mit Linsensuppe, Zitronentortellini und Himbeertörtchen; zusammengehalten von den Pfeilen Amors, die sich in Herzen und Hintern bohren. Die Liebe lenkt, man leidet aber auch an ihr. Freilich ging am Schluss selbst der prallen Volksoper die Luft aus. Trotzdem: So sollte es an den drei Berliner Opern immer zugehen.



Entspannung pur im Münchner Barockschloss Schleißheim. Im herrlich mit Stuck und Gemälden dekorierten Festsaal, wo kürzlich noch Christoph Waltz als Kardinal Richelieu in der jüngsten „Drei Musketiere“-Verfilmung sein Büro hatte, stellt jetzt Cecilia Bartoli mit einem Konzert für Presse und Branche ihre siebte Konzept-CD „Mission“ vor, die der Musik des mysteriösen Komponisten und Kirchenmannes Agostino

Steffani gewidmet ist. Die Bartoli kommt in Lindgrün und Blau, das Tamburin schlagend, verführt mit Lyrischem, klackert mit Koloraturen, bläst im Wettstreit mit einer Trompete dieser eins und vereinigt sich innig mit dem Überraschungsgast Philippe Jaroussky im Duett. Der Abend ist lind, das Essen gut. Einer der trügerischen Momente, in denen man glauben könnte, die Klassik-Branche knüpfe an ihre glorreichen CD-Jahre an. Doch nur für die Bartoli wird solcher Aufwand betrieben. 10 Millionen CDs hat sie bisher verkauft, und auch „Mission“ wird da mithalten, als CD, DVD, iPad-Spiel und flankierender Roman („Die himmlischen Juwelen“) von Donna Leon. Doch dafür muss La Ceci auch ran. Nach dem opulenten Feuerwerk wird sie im grünrosa Dirndl noch ein Bierfass anzapfen. Und am nächsten Morgen beginnt schon früh der Interview-Marathon.



Eigentlich müsste gerade die zweite Saison in der Hamburger Elbphilharmonie laufen. Doch was für 2011 geplant war, wird frühestens 2015 fertig; von den sich mehr als verfünffachten Kosten zu schweigen. Dabei steht die Glaskiste mit den kunstvollen Fensterdehlen und dem Wellendach doch schon proper auf dem backsteinernen Kaispeicher. Und zum Glück gibt es ja die Berliner Sasha-Waltz-Company, die inzwischen Weltmeister im Warmtanzen von kulturell hochmögenden Baustellen ist. Deren Erfolgsproduktion „Human Requiem“ wurde aus der Hauptstadt in die Hafenstadt importiert, auf dass das peinsame Projekt endlich einmal künstlerische Schlagzeilen mache.

Jeweils 800 Hamburger wurden auf 37 Meter über Elbhöhe befördert, um in der erstaunlich klein, ja gedungen wirkenden Betonschale der Plaza eine hamburgische Inkunabel zu erleben: Johannes Brahms' „Deutsches Requiem“. Das freilich – ganz im Gegensatz zur Herzog & de Meuron'schen Wow-Architektur mit ihren teilweise protzigen Gesten – „vermenschlicht“ als schlichter, nach innen gerichteter Kunstauktakt. Nur zwei Klaviere spielen. Die formidablen Sängerinnen und Sänger des Berliner Rundfunkchors stehen in Alltagskleidung zwischen den Zuhörern, die über echten Rollrasen wandern: Natur als trügerisches Idyll zwischen Beton, Glas und Stahl. Ein singendes Kollektiv in der passiven Masse, die individuellen Stimmen ziehen am Ohr der Zuhörer vorbei, werden anders, authentisch fassbar. Ergriffenheit macht sich breit, so manches Paar kuschelt sich aneinander. „Selig sind die Toten“, so geht es kontemplativ im Dunkel der neu gewonnenen Kunsthöhle zu Ende, durch Plastikplanen leuchten die Lichter der Stadt, Hafensirenen tuten. Es ist kalt geworden, trotzdem ist zarte Gerührtheit spürbar.

Bleiben Sie im Rhythmus!
Ihr

Manuel Brug ist Kulturredakteur der Tageszeitung „Die Welt“ und Autor verschiedener Bücher, darunter „Opernregisseure heute“ und „Die neuen Sängerstimmen“; in FONO FORUM schreibt er über seinen musikalischen Monat.